

**Feier zum Reformationsfest der Dekanate Fürth und Nürnberg
31.10.2022, 19 Uhr, St. Sebald – Nürnberg**

„Geht doch. Jetzt ist die Zeit“

Dr. Thomas de Maizière, Kirchentagspräsident

I. [Einleitung]

Liebe Schwestern und Brüder!

Ich freue mich, dass ich nun hier bei Ihnen in St. Sebald sein kann – im Februar war ich bereits zum Kirchentagssonntag in St. Lorenz. Und ich freue mich, dass die Dekanate Fürth und Nürnberg gemeinsam feiern. Nicht nur zwischen Städten, sondern auch zwischen Kirchen gibt es ja zuweilen liebevolle Konkurrenz. Ihre gemeinsame Feier zum Reformationsfest – die erste, wie ich hörte – zeigt: Geht doch. Da haben Sie sich den passenden Titel für heute gesucht.

Wenn Kirche mit „Geht doch“ einlädt, dann kann das natürlich doppeldeutig ausgelegt werden. Das ist ja auch wohl Ihre Absicht. Mit Blick auf die Situation der Kirchen in der jetzigen Zeit könnte man das sogar auch als Einladung zum Austritt verstehen. Ich hoffe, derlei Rückmeldungen sind nicht bei Ihnen angekommen. Aber diese Provokation gefällt mir. Sie ist anstößig – im besten Sinne des Worte.

Gemeinsam – Nürnberg, Fürth und der Kirchentag – wollen wir zum Gegenteil einladen: Nicht „geht doch“ oder „bleibt weg“, sondern „geht los“. Hoffen und Machen. „Jetzt ist die Zeit“ dafür. Gerade jetzt. Trotz allem: Es geht doch. Wir schaffen das. Yes, we can. Basd scho!

II. [„Geht doch gar nicht.“ – Von der Ungewissheit]

Und dennoch noch einmal die Frage: Ist „Geht doch.“ im Sinne von „Es geht doch.“ nicht vielleicht doch unpassend? Vielleicht zu trotzig optimistisch. Wie ein Kind, das nach mehrmaliger aussichtsloser Ermahnung sagt: „geht doch!“ Müsste man nicht eher sagen „Geht doch gar nicht.“? Von Zeitenwende sprechen die einen, der Bundespräsident davon, dass wir einen Epochenbruch erleben.

Wie auch immer: Wir leben in Krisenzeiten und das Thema Krieg kommt noch obendrauf auf das Thema Corona, Klima und auf Transformationsprozesse aller Art. Bildlich vor Augen geführt, ergibt das einen Krisenstapel. Annette Kurschus hat neulich gefragt, ob wir Menschen eigentlich fähig sind, mit mehreren Krisen gleichzeitig umzugehen. Oder können wir immer nur die bearbeiten und verarbeiten, die oben auf liegt – und auch nur gerade so? Schaffen wir das eigentlich? Und wenn ja, wie? Verdrängen oder vergessen wir, was wir gerade jetzt nicht auch noch bearbeiten können, obwohl wir es müssten? Und auf all das, was jeder und jedem einzelnen und auch den Kirchengemeinden so viel abverlangt in diesen Zeiten, kommt oben drauf noch die Vorbereitung eines Kirchentages. So schön das früher immer war, jetzt könnte man auch sagen: „Geht’s noch?!“ Ist jetzt wirklich die Zeit dafür?

Dennoch heißt es heute Abend: „Geht doch.“ Nehmen wir also die Herausforderung dieses Titels an.

Viele sagen oder reden herbei oder wünschen sich sogar herbei, dass wir vor einem heißen Herbst stünden – nicht im Sinne von Heizung, sondern von Wut und Protesten. Ich glaube, es geht nicht (oder nicht nur) um Angst und Wut, sondern in einem tieferen Sinn um erschütterte Sicherheiten, genauer: um angefragte Gewissheiten - oder eher Illusionen –, die für uns selbstverständlich waren.

Unsere deutsche Sprache kennt ja nur das eine Wort Sicherheit. In der englischen Sprache kennen wir safety, security and certainty. Letzteres bedeutet Gewissheit. Und um die geht es mir jetzt, wenn ich sage, es seien Sicherheiten erschüttert worden. Ich nenne vier bisherige Gewissheiten und bin mir ziemlich sicher, Sie haben sofort Bilder im Kopf:

1. Frieden ist selbstverständlich.
2. Wohlstandsmehrung ist selbstverständlich.
3. Überfluss statt Mangel ist selbstverständlich.
4. Wenn etwas funktioniert, dann ist es der deutsche Staat.

Zu 1. – Frieden ist selbstverständlich

Unter Christen hieß das, Waffengebrauch und Waffenlieferung ist Sünde. Wenn Frieden bedroht ist, stecken wir eine Kerze an. Das war unsere Antwort. Und das war eine leichte Antwort, weil wir keinen Krieg in der Nähe hatten. Wahr ist: Wir hatten schon vor dem 24. Februar Kriege in der Welt. Wir haben – auch ich persönlich – auch deutsche gefallene Soldaten beerdigt, aber Afghanistan war ziemlich weit weg. Und Jemen, Darfur, Kaschmir und Israel/Gaza, das war alles weit weg. Klar war für viele Christen: Wer Waffen liefert, vergrößert Gewalt und trägt zum Unfrieden bei. Jetzt liefern wir Waffen in die Ukraine, damit dort Gewalt angewendet wird, um Freiheit zu sichern und Gebiete zurückzuerobern und so – hoffentlich – einen nachhaltigen Frieden wiederherzustellen. Wir hatten auch die Gewissheit, dass gegenseitige Abhängigkeit Stabilität fördert. Vielleicht nicht „Wandel durch Handel“, aber doch „Stabilität durch wechselseitige verflochtene Abhängigkeit“. Wir haben nicht damit gerechnet, dass das einen Diktator einen Dreck interessiert. Die scheinbare Gewissheit, dass es keinen Krieg in Europa mehr gibt, ist weg.

Zu 2. – Wohlstandsmehrung ist selbstverständlich

Wir haben Kraft daraus gezogen, dass Großeltern und Eltern gesagt haben „Ich arbeite viel, damit es dir einmal besser geht“. Das war nach den Trümmern des Zweiten Weltkriegs nicht nur ein erstrebenswertes, sondern vor allem ein realistisches Ziel. Wenn wir ehrlich sind, spüren wir, dass diese Zusage nicht mehr einzuhalten ist. Wenn es unseren Kindern und Enkeln insgesamt so gut geht wie uns heute, wäre das eine historisch wunderbare Nachricht. Ist sie realistisch? Was bedeutet es also und was macht es mit uns, wenn Wohlstandsmehrung kein realistisches, vor allem kein selbstverständliches Ziel ist und mit Wohlstandshaltung gerade schon viel gewonnen wäre?

Zu 3. – Überfluss statt Mangel ist selbstverständlich

Es gibt keine Masken, kein Holz, keine Flaschen, kein Glas, keine Chips für Computer und kein Personal, kein Gas, kein Sonnenblumenöl. Diese Situation passt nicht in unsere Vorstellung einer Überflussgesellschaft. Ich erinnere mich an harte Predigten gegen die Überflussgesellschaft. Vorausgesetzt wurde dabei immer, dass es für uns dauerhaft Überfluss gibt. Jetzt müssen wir wieder lernen, mit Mangel umzugehen.

Zu 4. – Ein funktionierender deutscher Staat ist selbstverständlich

Viele haben irgendwie das Gefühl, unser Staat funktioniert nicht mehr gut genug. Und das ist keine parteipolitische Bemerkung. Wenn Koffer nicht da sind und Sicherheitsvorkehrungen nicht mehr greifen, wenn die Bahn Verspätung hat oder durch Sabotage das Funknetz ausfällt und alles stillsteht im Land der Ingenieure, wenn bei uns alles länger dauert als sonstwo in Europa, wenn man das Gefühl hat, unsere staatlichen Institutionen sind in Krisen vielleicht zu langsam, zu unbeweglich oder überfordert – dann entsteht Ungewissheit, Gewissheiten werden erschüttert. Das Gefühl für und die Erwartung an

einen funktionierenden Staat sitzt tief in unserem Land. Was bedeutet es nun, wenn das Gefühl entsteht, dieser Staat funktioniert nicht mehr richtig?

Exkurs zu west-/ostdeutscher Perspektive

Aber Achtung! Ich möchte auch hier in Nürnberg darauf hinweisen: Ein Teil dessen, was ich bisher gesagt habe, ist eine ziemlich westdeutsche Perspektive. Denn keineswegs gab es in Deutschland 70 Jahre lang keinen Mangel und nur Wohlstandsmehrung. Sondern nur im Westen. Die 40 Jahre DDR-Erfahrung bedeutete die Erfahrung, dass Wohlstandsmehrung keine Selbstverständlichkeit ist und dass eine Gehaltserhöhung nicht ohne weiteres in mehr Konsum umgesetzt werden kann. Der Mangel war allgegenwärtig. Und es bedeutet die Erfahrung, dass der Kalte Krieg ganz schön hart war und ziemlich konkret. Daran kann man schon sehen, dass das, was man aus westdeutscher Perspektive so sieht, aus ostdeutscher Perspektive noch lange nicht so aussieht oder wahrgenommen wird. Und das ist ein Grund für das unterschiedliche Wahrnehmen und Verhalten. Viele in Ostdeutschland sagen: Wir haben schon mal erlebt, dass ein Staat an die Wand fahren kann. Das Deutsche Reich war mit Hitler am Ende des Krieges am Ende. Das wissen alle. Aber dass ein Staat ohne Krieg nicht mehr funktioniert, das ist eine ostdeutsche Erfahrung. Keine westdeutsche Erfahrung der letzten 70 Jahre. Soweit der kleine Exkurs. Aber für mich ein wichtiger, den ich heute nicht vertiefen kann.

Wir hatten uns jedenfalls in Deutschland und Europa an all diese Dinge gewöhnt und sie für selbstverständlich gehalten. Diese Selbstverständlichkeit ist nachhaltig erschüttert. Solche erschütterten Gewissheiten führen zum Gefühl von Unsicherheit. Und Angst. Und Angst macht unfrei. Das steckt schon im Wort Angst, das sprachlich mit *Enge*, *Beengung*, *Bedrängnis*, ja sogar *Würgen* verwandt ist. Die Sehnsucht nach totaler Sicherheit führt zwangsläufig in Enge und Unfreiheit.

III. [„Geht doch.“ – Von der Freiheit]

Und nun ist die Frage: Wie gehen wir jetzt damit um?

Für mich ist das Jammertal keine Option. Früher war alles besser, heute weiß ich nicht ein noch aus, also ziehe ich mich zurück und hoffe, andere / der Staat mögen so viel Sicherheit schaffen wie möglich. Das ist keine Option. Dass kein Missverständnis entsteht: Ich mache mir auch Sorgen, z.B. über den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft, ihre Krisenfestigkeit und die Handlungsfähigkeit unseres Staates angesichts von Katastrophen. Und die existentiellen Nöte der Menschen und auch Firmen sind unbedingt ernst zu nehmen. Es sind viele / zu viele Unsicherheiten im Moment – das ist wahr. Dennoch bleibt mein Punkt: Jammertal ist keine Option. Und „Kopf in den Sand“ ist per se keine Haltung mit Perspektive.

Ich will versuchen, mit Hilfe von unterschiedlichen Zugängen Antworten zu suchen und eine Haltung mit Perspektive zu finden. Mein Stichwort dazu ist: Freiheit.

Der erste Zugang: Hirnforschung, 21. Jahrhundert

Es gab vor einigen Jahren mal eine Debatte unter Hirnforschern über die Frage: Gibt es einen freien Willen? Die FAZ hatte eine große Serie dazu. Allgemein gab es die Tendenz zu sagen, dass es keinen freien Willen gibt, sondern es sei alles vorherbestimmt: Chromosomen, Erziehung, biochemische Prozesse, unbewusste Abläufe etc. Zu meiner großen Freude kamen jedoch die Hirnforscher zu dem Ergebnis, dass es einen freien Willen gibt: Dass wir so funktionieren, dass eine freie Entscheidung nicht zwingend

vorhersehbar ist, dass Freiheit und Schuld den Menschen prägen. Damit zusammen hängt dann logisch die Unsicherheit, dass die Konsequenzen einer freien Entscheidung nicht vollständig absehbar sind.

Also gilt: Wenn wir Freiheit ernst nehmen und wenn das Ergebnis einer Entscheidung nicht vorhersehbar ist, dann ist Zukunft prinzipiell ungewiss. Freiheit führt demnach zwingend zu Ungewissheit. Oder noch härter: Wer Freiheit will, muss Unsicherheit wollen. Es gibt keine totale Sicherheit mit Freiheit. Und wenn man sich das mal überlegt, dann ist die Sehnsucht nach einer totalen Sicherheit nichts besonders Freiheitliches.

Also: Wer Freiheit will, muss Unsicherheit wollen. Es kommt auf das Maß an – darüber diskutieren wir. Aber ganz theoretisch gesprochen, ist das für mich ein zentraler Punkt: Wer Freiheit will, muss Unsicherheit wollen. Oder umgekehrt: Unsicherheit, mangelnde Gewissheit ist der Preis für Freiheit.

Der zweite Zugang: Luther und die Reformation, 16. Jahrhundert

Verkürzt gesagt: Luther bekam es mit der Angst zu tun und trat ins Kloster ein. Dann durchschaute er das Geschäft mit der Angst und trat wieder aus. Und schrieb – sehr zum Missfallen des Papstes, der Kurie und nahezu aller Gelehrten und Mächtigen – 1520 die kleine, schnell und mit viel Gewinn zu lesende Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Die aber hat es in sich. Thematisiert werden nicht weltliche Unsicherheiten und die weltliche Existenz bedrohende gesellschaftliche Umstände. Wirklich bedrohlich war den Menschen die Vorstellung, vor Gott in Ungnade zu fallen. Damit verband sich das Angebot aus Rom und vieler Scharlatane, sich mit Sicherheit ins Reich Gottes einkaufen und von der Angst loskaufen zu können. Dafür taten die Menschen alles, gaben ihr letztes Hemd und auch den letzten Taler.

Luther predigte dagegen: Habt keine Angst! Gottes Ja zu dir ist in Christus schon vorher da. Du bist beschenkt. Du brauchst dich nicht zu verbiegen für den Himmel, auch nicht dein letztes Hemd geben, nur Gott vertrauen, Glauben und Handeln als freier Christenmensch. Das ist viel, aber das ist alles. Frei von Angst, frei gegenüber jedermann, frei vor deinem Gott. Gottes Treue ist Grund für Freiheit und Zuversicht. In Luthers Worten: **„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Ding und niemand untertan.“** Das ist die Zusage, aus der wir leben. Hier steckt der Grund für den Mut, den auch wir heute brauchen.

Dann geht es aber, wie Sie wissen, nahtlos weiter bei Luther: **„Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Ding und jedermann untertan“**. Das ist der Anspruch. Hier steckt die Zu-Mutung, die uns aufgegeben ist. Jetzt wird es lebenspraktisch. Nicht um Gott zu gefallen oder das eigene Ansehen zu polieren, sind wir als Christen gefragt, den Menschen zu dienen. Es geht immer um den Nächsten: Wir leben gemeinsam auf der Erde, in diesem Land in unseren Städten und Dörfern, in Fürth und Nürnberg, in der Ukraine, in Russland und im Iran. Es geht also immer auch und zugleich um den anderen – die Not der anderen lindern, Auswege suchen, in die Weite führen, Zuversicht und Mut nicht nur zu haben, sondern auszustrahlen, zu schenken, Hoffnung nicht fahren lassen, sondern durch Zupacken zu nähren.

Luther formuliert: **„...und da geht der Glaube mit Lust und Liebe ans Werk.“** Und das gilt sowohl für den einzelnen Christen als auch für die Kirchen. Mit Lust und Liebe ans Werk. Wem das Wort Lust hier nicht gefällt, der kann gerne auch sagen: mit Freude, mit Tatkraft, mit Zuversicht, mit innerer Befriedigung. Aber immer „ans Werke gehen“ und nicht zuschauen.

Dieser Dienst am Nächsten und für das Miteinander – das liegt auf der Hand – kann diakonischer Art sein und natürlich gehört Seelsorge und Predigt auch dazu. Aber eben nicht nur. „Ora et labora“, nicht nur „ora“. Und, so meine ich, – und wer mich kennt wird sich jetzt nicht wundern – auch in der Demokratie, in unseren Kirchen, auf dem Kirchentag eine streitbare Debatte, fair im Umgang, klar in der Sa-

che. Auch das ist ein Dienst – ein Dienst an unserer freiheitlich verfassten Gesellschaft, der mit mir immer auch mein Nächster angehört. Es geht um nichts weniger als unser gesellschaftliches Miteinander. Der Bundespräsident hat gesagt, die Demokratie ist unsere wichtigste kritische Infrastruktur.

IV. [„Geht doch.“ – Von der streitbaren Debatte als Dienst am Miteinander]

Lassen Sie mich dazu noch etwas sagen: Für unser gesellschaftliches Miteinander sind Zusammenhalt und Gemeinschaft von zentraler Bedeutung und sie sind massiv herausgefordert. Zum Beispiel beim Umgang mit scheinbaren Gewissheiten (siehe oben) und streitigen Themen:

- Was ist uns wichtiger: Freiheit oder Sicherheit?
- Darf, soll oder muss man gar Freiheit mit Waffen verteidigen?
- Darf man mit Atomwaffen drohen, um den Einsatz von Atomwaffen zu verhindern?
- In welchem Verhältnis stehen Energiesicherheit und Klimaschutz?
- In welchem Verhältnis stehen Energiesicherheit und Menschenrechte?
- In welchem Verhältnis stehen Freiheit und Wohlstand?

Das sind schwere Fragen ohne leichte Antworten. Fragen, die einen erst ins Dilemma und durch Entscheiden, aber auch Nichtentscheiden, in Mitschuldigkeit führen. Aber entschieden werden muss, auch wenn, wie Kant sagt, die Notwendigkeit des Entscheidens weiter reicht als die Möglichkeit des Erkennens. Und ich werbe um Respekt und Verständnis für diejenigen, die solche Entscheidungen jetzt täglich zu treffen haben. Da werfe bitte niemand so schnell den ersten Stein. In solchen Debatten und Entscheidungen im Miteinander zu bleiben, kann zunächst bedeuten, beieinander anständig im Umgangston zu bleiben, ohne Hass und Hetze, im Respekt vor einer anderen Meinung, mit offenem Visier – und dann dennoch unterschiedlicher Meinung zu sein.

Das Ringen um Antworten ist normal. Freie Menschen streiten und wir dürfen streiten: Streiten – sich versöhnen – und im Streit etwas lernen. Aber die Frage ist immer: Wie streiten wir? An der Sache und faktenorientiert? Oder wird das Gegenüber abgekanzelt? Hat die eine Seite immer schon alles besser gewusst und die andere die Wahrheit gepachtet? Wir Christen müssten anders streiten, im einmütigen Beieinander. Einmütig in der Haltung, nicht in der Meinung. Frei vor Gott und den Menschen und zugleich im Dienst am Nächsten. Ein solches verantwortliches Streiten oder Ringen, auch mit dem denkbaren Ergebnis eines respektvollen und respektierten Nicht-zueinander-Findens, das kann eine gemeinsame Tat sein und der Stadt und Gesellschaft Bestes suchen. Wir könnten so Beispiel geben und Räume öffnen, damit andere Streiten lernen, ohne sich zu bekriegen.

Das ist der Zuspruch, der in der Freiheit eines Christenmenschen liegt, und der Anspruch, der im Dienst aus Freiheit steckt.

Noch einmal Luther:

***„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Ding
und niemand untertan.
Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Ding
und jedermann untertan.“***

Sich zugleich als befreiter Mensch und Diener zu verstehen, kann eine Haltung sein, aus der heraus wir Perspektive in unserer ungewissen Zeit gewinnen und handlungsfähig im Sinne von „Geht doch“ bleiben.

V. [„Geht doch.“ – Jetzt ist die Zeit. Hoffen. Machen.]

Liebe Schwestern und Brüder aus Fürth und Nürnberg am heutigen Reformationsfest!

Lassen Sie uns das gemeinsam auch beim Kirchentag nächstes Jahr schaffen und den Menschen ein Beispiel für „Geht doch.“ geben.

Ich bedanke mich für alles, was Sie hier in Fürth und Nürnberg tun: Für Gastfreundschaft, Einladungen, Betten, offene Kirchen, Gemeindehäuser und städtische Räume, Ideenrunden, inhaltliche Planungen, praktische Organisation, Zuspruch und Korrektur. Und Danke für die Zeit und die Kraft, die Sie investieren.

Wie immer der Kirchentag dann nächstes Jahr auch im einzelnen abläuft, ich wünsche mir dass die Menschen nächstes Jahr mit uns sagen: „Jetzt ist die Zeit. Hoffen. Machen. Geht doch.“

**** Es gilt das gesprochene Wort. ****